

Einleitendes Vorwort.

Könige haben das Ohr der Völker, und doch reden Könige selten zu Völkern! Könige haben die Herzen der Völker, und doch verstehen Könige so selten, den in Licht und Leben gehüllten Weg vom Herzen zum Herzen zu finden! Die sanfte und schöpferische Glut der Liebe, ihre zauberische Sprache, ihre willkommenen und süßen Töne werden als das Erbtheil der Hütte gepriesen. Der Raum der Paläste scheint zu weit, zu gewölbt und der Thron zu hoch für eine Tugend, deren eigenthümlich seltsamer Reichthum dieser ist, daß er noch ein zweites Herz fodert, um genossen werden zu können. Dieser Reichthum wetteifert mit der Armuth, und was haben Paläste und königliche Throne mit dieser?

Dennoch ist diese die Armuth, durch welche die Welt reich ist. Sie ist die Armuth, die mit jayetischer Hand Leben spendet dem Leblosen, Licht entzündet im Lichtlosen, von deren heilsamen, überfließenden, göttlichen Gaben Allen geboten wird und Alle empfangen — und Fürsten allein sollten nicht von ihr genießen?

Wie außerordentlich wäre das! wie seltsam. — Ja auch sie sind Empfänger des göttlichen Kleinods der Liebe, sind Theilhaber ihrer sanften Freuden, Mitbesitzer ihrer köstlichen Gerechtfame, Miterben ihrer Zukunft.

Aber wenige Könige haben die Kunst verstanden, diese Liebe zu äußern, die große Kunst, ihre sympathische Macht zu verwenden, daß das Herz fest würde im Volke, fest bei Alten und Jungen, Niedern und Hohen, fest für alle Zwecke, die der Zukunft des Vaterlandes gelten, die die Liebe zu Gott und dem ererbten Throne befruchten, endlich fest für jene dau-

erhaftere Ehre, die für gute und schlimme Zeit ihre Krone in schweigender Brust birgt.

Uneigentlich wird diese Macht, die die ewig junge Schöpfung der Gerechtigkeit in den Völkern befestiget, eine Kunst genannt: sie ist mehr als das und steht höher als diese. Sie ist die Gabe und das Geschenk Gottes, eine Gnade von Gott, ein irdisches Theilnehmen an der überirdischen Majestät und Herrlichkeit. Eine Kunst ist sie nicht.

Darum mag sie auch nicht erlernt werden, und wie könnte sie's auch? Wer zu Menschen reden will, der muß Menschen kennen, wer Menschen kennen will, der muß sich auf ihre Bedürfnisse und ihre Erwartungen verstehen, wer diesen genügen will, der muß um das Bedürfnis eines jeden Einzelnen wissen. Von diesem läßt sich vieles muthmaßen, manches errathen, aber mit Sicherheit sehr wenig angeben. Aus der Höhe des Thrones mag man sicherer in's Weite schauen als denen in der Tiefe vergönnt ist: was man aber aus dieser Höhe nicht sieht, was man nur wie durch Nebel, wie durch ein angelaufenes Glas sieht, — das ist der Mensch. Es ist der gelingende Griff des Genie's, der Lichtblick des Gottbegabten, in den verhüllten Widersprüchen der gesellschaftlichen Natur redend jenes Element zu berühren, das Allen gemeinsam ist, jenes Ohr zu treffen, das in Einem für alle Uebrige und in Tausenden für diesen Einen hört, kurz jene Saite beben zu machen, die von dem Heiligthum der Menschheit, dem Heiligthum des Volks und dem Heiligthum auch seines letzten Mitgliebes gleichzeitig tönet. Wem, dies zu treffen verliehen wurde, den salbte Gott mit dem Charisma der natürlichen Beredsamkeit, die sofern auch die wahre Beredsamkeit des Geistes, die königliche ist.

So gewöhnlich daher die künstlerische Beredsamkeit ist, so selten und so auszeichnend ist die natürliche. Jene kann von Vielen studirt werden, diese gar nicht; jene wurde von Vielen geübt, diese war nur den erhabensten, den berufensten und geliebtesten Volksvätern verliehen. Sie ist zumal außerhalb des christlichen Weltlebens nicht möglich. Die nichtchristlichen

Sphären haben kein allgemeines, zureichendes, sattes Heiligthum. In diesen Sphären giebt es daher nur eine künstliche Beredtheit. Und selbst von denen, die in der künstlichen Beredsamkeit groß waren, waren die Besten nur groß, indem sie von der zündenden Flamme jener schöneren Menschlichkeit nehmen durften, die bei ihnen die Liebe vertrat. Perikles, der angestaunte Monarch der Polyarchie, Caesar, Roms schönster, ja Roms prächtigster Sohn, Julian, von Wissbegierde und der Eitelkeit des Sophisten gleich trunken: alle diese stützten ihren rednerischen Beruf auf die Breite und Tiefe einer reichbegabten, wenn auch unverklärten inneren Gemüthswelt. Diejenigen aber, die die Sonne des Evangeliums genießend und an ihrem sanften Lichte sich erwärmend, von einer höhern Sympathie sich gestimmt fühlten und das Geheimniß der sittlichen Persönlichkeit erhascht hatten, jene Sendboten, die die Freude und der Schild ihrer Völker gewesen, Carl der Große, Gustav Wasa, Heinrich IV., Peter I., und selbst das gezüchtigte Kind der Strafe, Buonaparte, haben sich in ihren Reden einer Welt entäußert, die durchaus auf eine höhere Abkunft deutete, auf durchaus freie göttliche Begabung.

Die sittliche Persönlichkeit ist überhaupt das Fundament, das Prinzip und das Arsenal der Beredtheit. Alle Gaben, auch des feinsten Geistes und des überschwenglichsten Gemüths, werden erst durch sie umgestimmt zu einer göttlichen Begabtheit, zu einer heiligen Einheit aller Kräfte. Die so häufig wiederkehrende Confusion des sogenannten Genie's bezeugt dies. Ohne den sittlichen Einklang aller Kräfte ist der Mensch unvollkommen, ist er gar nichts, und ob er redete mit Engelzungen. Die sittliche Persönlichkeit verwerthet ihn, und ohne sie giebt es namentlich keine wahre, keine natürliche Beredsamkeit. Und sicher! Nur der Mensch, der sich selbst kennt, kennt die Uebrigen, und der in dem eigenen Herzen daheim ist, kennt das menschliche Herz überhaupt. Dieser handhabt die Herzen wie der Feldherr ein selbstgewähltes Terrain. Er kennt alle Vortheile und alle Blößen, alle Zugänge und alle Verstecke

dieser Natur, und benützt sie zu seinen Zwecken weniger mit Absicht, als aus Instinkt. Aber welche Arbeit, welche Aeolides-Mühe, welche Oedipus-Schickung, daß der Mensch sich selbst finde, daß er sich sieht, wie er ist, in der ganzen Sündhaftigkeit und ganzen Göttlichkeit, in dem ganzen Glende und der ganzen Hoheit unseres Wesens! Berge müssen zur Tiefe steigen und Thäler zur Höhe, eh' das wahr wird. Verzehren an der Welt muß sich der innere Mensch und die Welt muß sich an ihm verzehrt haben, eh' das wahr wird. Die göttliche Barmherzigkeit muß den Fliehenden mehr als einmal ereilt, ihn mehr als einmal verwundet und geheilt, erniedriget und erhöht haben, eh' das wahr wird. Solche Schule wird Kö-nigen selten!

Deutschlands königliche Geschlechter nennen Söhne, viele und große Söhne, die von der Flamme jener aufrichtigen innigen Liebe zum Volke, und was des Volk's Heiligthum ist, erfüllt waren. Ich sehe drei Familien, worin die sittliche Persönlichkeit ein Erbgut ist. Drei königliche Stämme sehe ich, die an Pracht und charaktervoller Hoheit alle übrige überragen, die alle übrige verdunkeln, welche die Sympathie für das Volk in gerader Linie vom Vater auf den Sohn vererben, und in welchen die Tugend so unsterblich scheint, als die fruchtbarsten Kräfte des Geistes. Die Hohenstaufen haben sich der Freiheit und Größe ihres Vaterlandes in ununterbrochener Linie geopfert, ein wahres Theseus-Geschlecht, das an der Liebe zum Vaterlande nie satt werden mochte, ein heiliges Priestergeschlecht, das sich selbst darbrachte, dessen Grabmäler deutsche Opfer-Altäre sind. Ich sehe ein anderes Geschlecht, das durch eine einfache und simple bürgerliche Tugend, durch die höchsten Talente und die höchsten Thaten, im Gebrauch des Wortes und der Waffe, mit genialer Unbefangenheit seinen Weg zum Thron nimmt, als wäre der Thron ein Ziel des Verdienstes! Wer kennt nicht Dranien, das noch jetzt die Krone eines blutverwandten Volks trägt? Dranien, dessen sämmtliche Söhne eben so viele patriotische Bürger, Feld-

herren und geschickte Staatsmänner vom ersten Range sind! In diesem Hause ist Adel, ist zu studiren, was Adel heißt. Ich sehe endlich ein drittes Geschlecht, dessen Ahn in dunkler Zeit aus seiner Burg tritt, sich in ein unwohnliches Land überzusiedeln. Der Beruf, ein königliches Lichtreich zu gründen, ist das Zeichen seiner Stirn. Das Auge seiner Kinder ist der Sonne zugewandt: in den Händen tragen sie Flammen, ihre Füße eilen vorwärts. Ein wunderbarer und geheimnißvoller Trieb scheint sie zu drängen und ist erblich. Sie tragen den Keim des künftigen glorreicheren Deutschlands in sich, denn sie sind kriegsfertig und Freunde des Lichts. Das weltgeschichtliche Erbe der Hohenstaufen ist auf die Hohenzollern gekommen.

Aus diesem Hause stammt der königliche Redner, dessen Worte Ergüsse jener ritterlichen Liebe zum Volke, jener bürgerlichen Sympathie für das gemeine Beste, jener philosophischen Neigung für das Heiligste sind, die man, nach Einem seiner Väter, die joachimischen Tugenden seines Hauses nennen darf. Die Reden des Königs sind ungemein einfach. Sie sind nicht Erzeugnisse des Studiums, sie sind Früchte einer großen und anstelligen Seele, eines reinen und zugleich reichen Herzens, eines bewußtvollen Geistes, denn der Geist des Menschen wirbelt in dem Tonwerk seiner Rede. Ihre Simplicität erinnert an die simple Redegewalt Gustav Crichson's, der sein Volk weckte, drängte und trieb und endlich rettete. Man fühlt es, daß dieser König ein gleicher Wecker, geistiger Dränger und Retter seines Volkes geworden wäre, wenn seine Zeit es verlangt hätte. Nur der Sohn des königlichen Helden, des theuren preußischen Volksvaters, dessen Herz für die Freiheit Deutschlands schlug wie das Herz Hermann's, nur der Sohn dieses Freiheits-Rächers und der königlichen Dulderin, der groß wurde unter den thränenreichen Liebfosungen und den wehmüthigen Klagen über die gefallene Größe seines Hauses und Volkes — nur dieser konnte ein Redner werden, von Gott begabt, und von Gott gezeichnet. Nicht

von ungefähr geschieht es, daß er mit den ersten Worten, die er als König zu Unterthanen spricht, der königlichen Mutter gedenkt, die Preußens Stolz, und des Jahres 1813, das Preußens Ruhm ist: sie waren seine Erzieher. Mit immer gleicher Sicherheit trifft der König jenes heilige Ohr, das in Einem für Alle und in Allen für jeden Einzelnen hört.

Und eben dies ist es, worauf wir allein aufmerksam zu machen uns erlauben wollten. Der König weiß es, daß ihm der Beruf wurde, die Grenzen jenes heitern Reichs der Liebe zu erweitern, dessen Macht das Licht, dessen Herrlichkeit seine Freiheit, dessen Schöne ein heiliger und tiefer Friede ist. Seine Worte athmen jene Liebe, die, wenn sie die Größte unter den Tugenden seyn soll, mit Grund gläubiger als der Glaube, hoffnungsvoller als die Hoffnung seyn darf, eine Tugend, ohne die all' unser Wirken und Thun ein tönend Erz gescholten wird und eine klingende Schelle. Vielleicht ist Preußens König der erste Monarch, der im Angesichte seines Volkes, mit aufgehobenen Händen, Zeiten auf seine Länder herabfleht: „reich an Menschenfrieden, reich an Gottesfrieden,“ ein gekrönter Priester, ein Salomonischer König! Die Köllner Weisworte des Königs erinnern in erhabener Weise an die Einweihung des Jehova-Tempels durch Salomon. Seine vollbegrüßenden Trinksprüche an die Weise Gustav Wasa's. Möge denn die Regierung dieses Friedensfürsten seyn wie ein schöner und sanfter Tag, das Wort seines Mundes wie Thau des Himmels, der, mit der Morgenfrühe wiederkehrend, die Herzen seines Volks erquickt und ihre Bildung befruchtet, damit das Reich des Ruhms, worin Friede wohnen wird und Gerechtigkeit und Wahrheit, näher und näher komme, die falsche Staatskunst mit ihrem frischen Geiste, belebend und verjüngend, zu durchdringen. Wem viel gegeben ward, von dem wird viel genommen werden; und wer da hat, dem soll gegeben werden, bis daß er die Fülle habe, so er darum bittet. Das schicke Gott mit dem theuren Landesvater!

